

„Geistes-Gegenwart und Weggemeinschaft“

Ein Gespräch mit dem Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz über die Kirche in der Bundesrepublik

Wo gibt es in der deutschen Kirche derzeit Impulse zur Erneuerung? Steckt hinter der institutionellen Festigkeit auch geistig-geistliche Substanz? Hat die Kirche in der Bundesrepublik im Umgang mit den ihr eher fernen Zeitgenossen schon den richtigen Ton gefunden, ist sie in ihrem eigenen Verhalten glaubwürdig genug? Über das gegenwärtige Erscheinungsbild der deutschen Kirche und die Chancen des christlichen Glaubens in unserer geistig-gesellschaftlichen Situation sprachen wir mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, dem Mainzer Bischof Karl Lehmann. Die Fragen stellten Ulrich Ruh und David Seeber.

HK: Herr Bischof, in letzter Zeit war immer einmal auch aus prominentem Munde zu hören, die Kirche in der Bundesrepublik sei zwar sehr stabil und institutionell gefestigt, strahle aber wenig Glaubensfreude aus und lasse es an Lebendigkeit fehlen. Ist dem wirklich so?

Lehmann: Solche Urteile sind nicht aus der Luft gegriffen. Anlässlich des Papstbesuchs 1980 habe ich selber ähnliches geschrieben. Inzwischen bin ich mir jedoch nicht mehr so sicher. Der deutsche Katholizismus strahlt doch mehr aus, als es auf den ersten Blick erscheint. So spielt zum Beispiel unsere Theologie immer noch eine relativ große Rolle in der Weltkirche. Auch die Arbeit von Misereor, Adveniat und Caritas usw. kann man nicht einfach nur auf das finanzielle Almosen reduzieren. Wie ich jetzt in Kuba erfahren konnte, genießt die deutsche Kirche wegen ihres Engagements für die Kirchen der Dritten Welt dort hohes Ansehen. Wir müßten uns vielleicht fragen, ob wir manche guten Erfahrungen und geglückten Unternehmungen im deutschen Katholizismus „draußen“ ausreichend bekanntmachen und zur Geltung bringen. Ich denke nicht zuletzt an viele Bereiche der Laienmitwirkung, wo in den 25 Jahren seit dem Konzil viel Gutes gewachsen ist, über das man vielleicht nicht genügend spricht.

HK: Sicher ist die Ausstrahlung nach außen durch die Theologie und vor allem die Hilfswerke auch unter geistlichen Gesichtspunkten zu sehen. Aber entstammt sie der Substanz des Glaubens, die in dieser Kirche und in diesem Katholizismus am Werk ist, oder handelt es sich nicht doch mehr um die natürlichen Ergebnisse der vorhandenen ökonomischen Potentiale? Uns drängt sich bei der Analyse des deutschen Katholizismus eher die Frage auf, wie viele Verbände im katholischen Bereich ihre Geschäftsstellen und ihre Grundtätigkeiten noch selbst finanzieren können. Zeigt sich dabei nicht doch ein Defizit an innerer, religiöser Leistungsfähigkeit?

Lehmann: Zweifellos gibt es Verbände, die große Mühe haben zu überleben. Genauso sicher ist aber, daß es stattliche große Verbände gibt, über deren Wirken man in der

Öffentlichkeit der Kirche und in der außerkirchlichen Öffentlichkeit zu wenig weiß. Man muß selbst als Bischof langsam und mühsam lernen, wie viele solcher Verbände bestehen. Hoffentlich wird es nicht mißverstanden, wenn ich nun konkret werde. Ich nenne z. B. die Arbeit, die der Sozialdienst katholischer Frauen bzw. katholischer Männer in sehr heiklen und schwierigen Bereichen leistet, gerade wo es um Unterstützung von Frauen in Not geht. Ich denke aber auch an die Gemeinschaften, die in den Caritas-Konferenzen Deutschlands zusammengefaßt sind. Soweit ich mich erinnere, haben sie eine halbe Million Mitglieder, die in sehr vielen Diözesen eine unersetzliche diakonische Aufgabe leisten. Man sollte auch nicht vergessen, daß unser größter Verband, die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands, fast eine Million Mitglieder hat, übrigens bei einer breiten internen Streuung und Schichtung von Mitgliedern und auch Tendenzen. Es ist dort in den letzten Jahren in einer erstaunlichen Weise gelungen, gerade auch junge Frauen für die Arbeit des Verbandes zu interessieren. Es gibt in unserem Katholizismus, aus der Nähe betrachtet, sehr viel mehr Erfreuliches, als einem durchschnittlich bewußt ist. Ich möchte keine Mängel verdrängen, wehre mich aber auch gegen jeden Defaitismus und erst recht gegen Schwarzseherei.

„Wir dürfen keine Expertenkirche werden“

HK: Sie haben eben auch angedeutet, daß nach dem Konzil in der Bundesrepublik im Laienbereich einiges gewachsen sei, das man zu wenig sehe, das man aber durchaus als beispielhaft auch für andere Länder ansehen könnte. Aber ist wirklich so viel Neues und Nachahmenswertes entstanden?

Lehmann: Auf der einen Seite ist trotz eines Rückgangs der Weltverantwortung der Kirche die Stellung des Laien in den Gemeinden stärker geworden. Das gilt gar nicht zuerst für die hauptamtlich in der Kirche tätigen Laien. Vielmehr hat gerade das ehrenamtliche Element in von Gemeinde zu Gemeinde verschiedenen Formen im Binnenraum der Kirche eine ganz ungewöhnliche Kraft entfaltet. Denken Sie nur daran, wie viele Menschen, gerade auch Frauen, sich bereit erklären, im Pfarrgemeinderat konkrete, regelmäßige und auch verantwortliche Arbeit zu leisten. Ich bin als Bischof bis jetzt, bei allen Enttäuschungen, die man erfährt, bei keinem Gemeindebesuch am Abend mit überwiegend negativen Erfahrungen nach Hause gefahren. Gerade im Blick auf das immer wieder überraschende Engagement von Laien bin ich aus täglicher Erfahrung zuversichtlich.

HK: Die Kirche in der Bundesrepublik hat die Mittel, um Tausende von hauptamtlichen Mitarbeitern für alle Fel-

der ihres Wirkens zu beschäftigen. Stehen die vielen Hauptamtlichen dem ehrenamtlichen Engagement von Christen aus den verschiedenen Berufsfeldern und Lebensbereichen nicht ein Stück weit im Weg und tragen zur Ausbreitung einer kirchlichen Versorgungsmentalität bei?

Lehmann: Diese Gefahr besteht. Aber dies gilt nicht nur für die Laien. Sobald es in einer Stadt z. B. einen hauptamtlichen Krankenhauseelsorger gibt, fällt es Gemeinden offenbar sehr viel schwerer, die Krankenhauseelsorge weiterhin als wesentlichen Teil ihres eigenen Auftrags zu sehen und zu praktizieren. Die auf der einen Seite notwendige Professionalisierung darf auf Gemeindeebene nicht zu Ausgrenzungen bei wesentlichen Aufgaben in der Grundseelsorge führen. Dies gilt auch für die Ehrenamtlichen. Andererseits gibt es eindrucksvolle Beispiele für ein gutes, gegliedertes Miteinander von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen. Hier bestehen durchaus Entwicklungsmöglichkeiten. Dennoch müssen wir über den Rückgang der ehrenamtlichen Tätigkeit, der ja auch in nichtkirchlichen Verbänden und in den Kommunen stattfindet, in seinen Auswirkungen auf das kirchliche Leben nochmals neu nachdenken. Vielleicht kommen wir nochmals darauf zurück.

HK: Eine besonders ausgeprägte Gruppe unter den Hauptamtlichen sind die vielen Laientheologen im kirchlichen Dienst. Kommt nicht durch die Verfügbarkeit vieler theologisch gebildeter Laien als hauptamtliche Mitarbeiter der Nichttheologie leicht zu kurz, und führt das nicht zu einer die Kirche überfrachtenden Theologisierung?

Lehmann: Generell schadet der Kirche die Kopflastigkeit der Experten mehr als anderen Einrichtungen, weil sie von Hause aus elementar auf das Zeugnis des „normalen“ Christen im Alltag der Welt angewiesen ist. Es ist z. B. zu beobachten, daß Laien in Gegenwart von theologisch ausgebildeten Hauptamtlichen nicht so leicht zum Sprechen über ihren Glauben bereit sind und daß so die Spontaneität im Gespräch leidet. Hier muß man gegensteuern, indem man dem Hauptamtlichen helfen muß, seine eigene Aufgabe besser zu verstehen, daß er nämlich besonders für die Befähigung und das Selbständigwerden der „normalen“ Laien da ist und sich dabei auch immer wieder zurückzunehmen lernt. Auf diesem Feld ist in der Ausbildung noch eine ganze Menge zu tun. Hier ist eine fundamentale Aufgabe vor uns. Wir dürfen keine Experten-Kirche werden. Wenn der Profi alles besser weiß, drückt er den Laien an die Wand. Dieser schweigt dann, auch wenn er Entscheidendes zu sagen hätte. Unser Reichtum an Hauptamtlichen darf nicht an entscheidender Stelle zu einer Verarmung des einfachen Laien-Zeugnisses führen.

HK: Hat die Pastoral den „normalen“ Laien, der weder hauptamtlich noch ehrenamtlich in der Gemeinde mitarbeitet, überhaupt genügend im Blick?

Lehmann: Wir müssen das Hauptaugenmerk in nächster Zeit sicher wieder verstärkt auf den Christen richten, der

durch Beruf und Familie weitgehend ausgefüllt ist oder auch wenig Lust hat, irgendwelche festgeschriebenen Funktionen im Rätewerk zu übernehmen. Damit soll selbstverständlich nichts gegen die vielen gesagt sein, die in den Räten mitarbeiten. Wie käme ich dazu! Aber ich denke etwa an den Firmenleiter, der ein überzeugter Christ ist, das Leben der Kirche einigermaßen mitverfolgt und der an seiner Stelle etwas vom christlichen Geist verwirklicht; die Unterstützung seines Lebenszeugnisses ist ja eigentlich das Ziel seelsorglicher Tätigkeit. Oder nehmen Sie die Mutter, die ihren Kindern Wegweisung für das Leben gibt, aber sich nicht – jedenfalls für eine längere Zeit – in Räten oder Gruppen engagieren kann. Den ganz „normalen“ Laien an der Basis haben wir vor lauter Geschäftigkeit der Dienste, Räte und Ämter oft nicht so im Blick, wie es vom Auftrag der Kirche her unbedingt nötig wäre. Hier muß sich einiges ändern. Ist manchmal nicht die Alltags-Welt des Glaubens auf den Kopf gestellt?

„Es gibt kein Zurück in die geschlossene katholische Burg“

HK: Dieses Anliegen ist ja auch insofern von besonderem Gewicht, als der normale Laie heute ganz anders als in der Generation unserer Väter und Vorväter bei der Weitergabe des Glaubens eine eigenverantwortlichere Rolle spielen muß. Früher wurde vieles durch Brauchtum und Lebensform weitergegeben. Jetzt braucht es das religiöse Gespräch, muß man den Laien religiös zum Sprechen bringen. Wird diese Hauptaufgabe eigentlich genügend gesehen?

Lehmann: Ganz einfach: Nein! Die Laien müssen mehr den Mut haben, aus ihrer alltäglichen Situation heraus sowohl die realen Nöte zu artikulieren als auch ihre positiven Erfahrungen zur Sprache zu bringen. Diese Forderung gilt für alle Bereiche. Das ist z. B. sehr wichtig für die Konzeption der künftigen Jugendarbeit. Auf die Dauer hat es keinen Sinn, daß ich darüber nur mit den Hauptamtlichen für Jugendarbeit spreche, auch wenn ich sie nie aus dem Blick lassen werde. Vielmehr möchte ich von ganz gewöhnlichen Eltern, die jetzt mit jungen Menschen zu tun haben, wissen, wo sie wirklich der Schuh drückt. Die Authentizität dieser Lebenswelt des Glaubens – ohne Mode und ohne Jargon – ist nicht genügend gegenwärtig.

HK: Sie haben verschiedentlich, zuletzt auf der Studientagung über die Weitergabe des Glaubens in Bad Godesberg, vor den Gefahren einer zu starken Binnenorientierung des Gemeindelebens gewarnt und die deutschen Katholiken auf ihren Weltauftrag hingewiesen. Warum ist eigentlich der Kontakt vieler Gemeinden und Christen mit den weltlichen Sachbereichen, mit dem sozialen Umfeld der Gemeinde und der Kirche überhaupt schwächer geworden?

Lehmann: Es gibt eine ganze Reihe von Gründen für diesen Rückzug. Vermutlich spielt der Druck der – schlagwortartig so genannten – „Säkularisierung“ eine Rolle.

Angesichts der Schwierigkeiten, außerhalb des kirchlichen Binnenraums überhaupt Anknüpfungspunkte für die christliche Botschaft zu finden und Fuß zu fassen, liegt die Versuchung nahe, sich stärker dem plausibleren und akzeptableren Binnenraum der Gemeinde zuzuwenden. Man ist unter sich. Eine ungewollte Verstärkerrolle spielte wohl auch die Aufgabe nach dem Konzil, in der Liturgie wie in der Rätestruktur das Gemeindeleben mehr auszubauen. Man hat dabei gleichsam aus der Not eine Tugend gemacht, vermutlich über Jahre hinweg: Man hatte genug in der Kirche zu tun. Dazu kommt, daß der gesellschaftliche Pluralismus sich mehr und mehr von einer noch abstrakten Konzeption auf der Ebene der Verfassung und der Gesellschaft in die persönlichen Lebensstile, die alltäglichen Sinn-Angebote und die politischen Optionen umgesetzt hat, so daß dies alles den normalen Katholiken viel stärker bestimmt, als es früher der Fall war: Die Welt war unter der Hand ziemlich anders geworden.

HK: Dann wäre der Rückzug von der Weltverantwortung auch eine Folge der Auflösung des früheren katholischen Milieus mit seinem hohen Maß an Geschlossenheit?

Lehmann: Sicher ist dieses Milieu, mindestens was die Ausstrahlung der Kirche in den bürgerlichen Nahraum hinein betrifft, vielerorts zerbrochen oder hat Schaden gelitten. Ich bin Bischof einer Diözese, in der das katholische Milieu im klassischen Sinn nur sporadisch anzutreffen ist. Das Resultat ist tief zweideutig. Milieu kann Mief und Unbeweglichkeit bedeuten. Gute Pfarrer fühlen sich zunehmend wohl in der frischen Luft der Diaspora. Aber dies ist nicht alles. Schließlich ist es für die Gemeinde und für die Kirche gut, wenn sie in ihren Grundfunktionen eine Basis hat, von der man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ausgehen und die man rasch aktivieren kann. Wo dieses „Milieu“ gar nicht existiert, wo immer erst ein Klima hergestellt werden und immer wieder neu angeknüpft werden muß, sind die Bemühungen um ein Gemeindeleben unsäglich schwierig und erfordern von den Pfarrern und den Hauptamtlichen einen sehr hohen kräfteverschleißenden Einsatz. Gemeinschaft stiften ist heute unerhört schwierig. Das „Milieu“ muß also konstruktiv transformiert werden, was ja längst in Gang ist. In dieser Hinsicht bejahe ich Ihre Frage, es gibt jedoch kein Zurück in jene katholische, geschlossene Burg ...

„Ich setze mehr auf die Erneuerungsfähigkeit der klassischen Gebilde des kirchlichen Lebens“

HK: Daß man beim Rückzug ins Innerkirchliche aus der Not eine Tugend gemacht hat, hat wohl auch damit zu tun, daß man sich als Christ heute im profanen Leben schwer tut, unterscheidbar zu sein und aufzufallen, ohne nur negativ aufzufallen oder einfach Konformist zu sein. Bischof Wanke von Erfurt hat einmal dem Sinn nach gesagt, ein Christ, der nicht öffentlich auffalle, der müsse sich fragen, ob er Christ sei. Aber wie geht das, wo doch

heute so viel Christliches im Wertgefüge der profanen Gesellschaft objektiviert und auch ein Stück weit verwirklicht ist und sich nicht einfach Christentum und Neuheidentum klar abgegrenzt gegenüberstehen?

Lehmann: Die Kirche darf in unserer Gesellschaft nicht zu einem partikulären Segment werden, zu einem Sektor neben anderen mit ganz bestimmten Zuständigkeiten, etwa für Grenzsituationen. Ebenso wenig darf die Kirche aber auch eine alternative Subkultur mit religiösen Vorzeichen werden, die sich selber bloß als eine subversive Kontrastgesellschaft begreift. Ohne jetzt eine billige Formel zu entwickeln oder einen faulen Kompromiß anzusteuern, meine ich, daß zwei Dinge zusammenkommen müssen: Zum einen muß die Kirche daran festhalten, daß sie nicht ein Dienstleistungsbetrieb neben anderen ist, sondern mit ihrem Sinnanspruch stets auf das Ganze der Gesellschaft und der Wirklichkeit zielt. Insofern muß der Stachel bleiben, daß es eine Institution gibt, die am Ende vielleicht noch als einzige – und das ist ihre neue Chance – Fragen hat, die auf das Ganze gehen und damit verhindern, daß einzelne Teilbereiche (z. B. Sport, Wirtschaft, Politik usw.) sich jeweils absolut setzen und schottendicht gegeneinander abgrenzen. Sonst würden ja nicht bloß religiöse, sondern auch umfassendere gesellschaftliche und politische Sinnfragen unmöglich. Auf der anderen Seite ist völlig klar, daß Kirche immer von Antrieben geprägt sein muß, die zum gesellschaftlichen Bewußtsein querliegen. Wenn sie „Salz der Erde“ sein will, wird sie immer Salz in Wunden streuen, ärgerlich sein und anecken. Von daher gehört zur Kirche unverzichtbar auch das je Neue, ein umstürzlerisches, geradezu parteiliches Moment. Nur von ihm kann letztlich Erneuerung ausgehen. Pionierarbeit kann nur von solchen Vortrupps geleistet werden ...

HK: Derzeit werden vor allem zwei Typen von solchen Vortrupps in der Kirche bemerkbar. Zum einen sind es die „Geistlichen Bewegungen“, denen es vor allem um die persönliche Bekehrung und die Glaubensstärkung in der Gruppe Gleichgesinnter geht. Zum anderen sind es Gruppen, die sich aus dem Glauben heraus entschieden politische Optionen zu eigen machen, im Engagement für den Frieden, für die Umwelt oder für Gerechtigkeit auf nationaler wie auf internationaler Ebene. Wie soll dann kirchliche Erneuerung unter so divergierenden Vorzeichen aussehen?

Lehmann: Eigentlich gefragt wäre eine innere Synthese der Vorzüge von beiden Richtungen. Im Grunde ist das schon bei den großen religionssoziologischen Umfragen im Zusammenhang der Würzburger Synode erkennbar geworden (vgl. K. Forster, Befragte Katholiken, Freiburg i. Br. 1973, 55 ff. 220 ff.). Dort wurde nach den Chancen für eine Erneuerung von Kirche gefragt. Die Antwort lautete, Reformfähigkeit wäre dann am ehesten gegeben, wenn sich gesellschaftskritische Anliegen mit einem längerfristigen spirituellen Impuls in Gruppen und Bewegungen treffen würden. Das haben wir bislang nicht wirklich erreicht. Ich habe immer darauf hingewiesen, daß die geistlichen Bewegungen nicht zu sich abkapselnden Zel-

len werden dürfen, in denen man sich erst recht in seine Privatheit zurückzieht (vgl. Neue geistliche Bewegungen, Mainz 1987). Natürlich gibt es unter den geistlichen Bewegungen auch ausgesprochen gesellschaftlich aktive Gruppen, die aber bei uns in Deutschland, wenn ich recht sehe – jedenfalls in der Breite –, noch keine Chance haben. Was die von Ihnen genannte zweite Richtung betrifft: Viele alternative Gruppen, die am Rand der Kirche oder auch in der Kirche angesiedelt sind, haben oft nur sehr wenig Bodenberührung mit dem konkreten Leben der Kirche und den normalen Gemeindegliedern. Es bleibt oft bei einem unfruchtbaren Nebeneinander. Ich setze mehr auf die Erneuerungsfähigkeit der klassischen Gebilde des kirchlichen Lebens, d. h. der Gemeinde, sei es eine Territorialgemeinde oder eine Personalgemeinde, aber auch der Verbände (vgl. Näheres unter „Gemeinde“ in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Freiburg i. Br. 1982, 45 ff. 49 ff.). Aber dafür bedarf es der erneuernden Anstöße von außen – woher sie immer kommen.

HK: Kann man dies guten Gewissens tun, ohne Gemeinden und Verbände in ihrem gegenwärtigen Zuschnitt massiv zu überfordern?

Lehmann: Mich hat die These des in Mainz lehrenden Soziologen Gerhard Schmiech unruhig gemacht, der kürzlich eine kleine Studie veröffentlicht hat „Kirche oder Sekte“ (Serie Piper, München 1988) und darin argumentiert, die nachkonziliare katholische Kirche würde sich in Europa, besonders aber in der Bundesrepublik Deutschland, in den Kategorien von Ernst Troeltsch gesprochen, immer mehr von der Kirche zum Typus „Sekte“ hinbewegen. Ich glaube, daß die These in ihrer zugespitzten Form so nicht auf das Ganze zutrifft, daß sie aber Symptome erfaßt, die einen doch nachdenklich machen, gerade auch was das Verhalten der Kirche selbst gegenüber einzelnen Gruppen betrifft. So sollte man bei aller positiven Sorge für geistliche Bewegungen diesen keine problematischen Privilegien gewähren. Ich denke vor allem an Strukturvorteile. Auch beim Umgang mit traditionalistischen Gruppen, gerade jetzt auch mit den Rückkehrwilligen aus der Lefebvre-Bewegung, sehe ich eine gewisse Gefahr, daß die verständliche Aufmerksamkeit für diese und andere Gruppen zu dem paradoxen Ergebnis führen kann, daß das verantwortliche Amt, das für die Einheit sorgen muß, die ja stets aus der Vielfalt heraus gewonnen werden muß, sich unter Umständen zuviel mit einzelnen ausgewählten Gruppen befassen und die Not sowie die Last des bedrohten Ganzen aus dem Blick verlieren könnte. Gerade deshalb verdienen die unendlich vielen Menschen in den ganz durchschnittlichen Gemeinden, in den oft grauen Pfarreien und in den etwas müden Verbänden unsere volle Unterstützung. Unsere Gemeindestrukturen könnten auch in missionarischer Hinsicht mehr leisten, als sie im Durchschnitt zur Zeit hergeben – wenn sie sich von innen her erneuern lassen.

HK: Aber die Bemühungen um die Erneuerung der Gemeinden in den 60er und 70er Jahren haben zu recht

ernüchternden Ergebnissen geführt, vor allem was das Verhältnis der Kerngemeinden zu den Katholiken vor Ort insgesamt und die Beziehungen zu ihnen angeht.

Lehmann: Die Zielvorstellung einer anspruchsvollen personalen Teilnahme möglichst vieler an allen Gemeindevollzügen bleibt ein Stück weit immer Utopie und stellt so eine Überforderung des einzelnen Christen dar, wenn man dies von jedem erwartet. Aber es bleibt programmatisch richtig, die Gemeinde heute und künftig entschiedener vom personalen Glauben her aufzubauen. Eine solche Dynamik kann allerdings die Gemeinden leicht vielen anderen Menschen gegenüber entfremden, die durchaus Christen, Katholiken sein wollen, aber zu den institutionellen Vollzügen in unterschiedlicher Distanz bleiben. Man kann das Verhalten dieser Menschen mit den etwas flachen Kategorien der Randchristen, der Fernstehenden, der Distanzierten nicht erfassen. Dieses Feld müßte neu bestellt werden. Dabei könnte vieles, was mein Lehrer Karl Rahner unter dem Begriff des „anonymen Christen“ gefaßt hat, bei einer entsprechend differenzierten Betrachtung etwas mehr Farbe bekommen – vorausgesetzt man versteht diese Kategorie richtig und schützt sie gegen naheliegende Mißverständnisse (dazu N. Schwardtfefer, Gnade und Welt, Freiburg i. Br. 1982). Auf das Wort kommt es nicht an. Ganz andere Theologen haben dasselbe Phänomen anders umschrieben (z. B. Paul Tillich, Karl Barth, sogar Hans Urs von Balthasar). Daraus könnten sich bedeutsame pastorale Impulse ergeben.

„Wir sind nicht bloß Nachlaßverwalter früherer Wirkungen“

HK: Zur anonymen Christlichkeit gehört aber doch auch, daß das Wertgefüge der Gesellschaft in seinen Strukturen und auch in den Haltungen der einzelnen Personen nicht einfach unchristlich, sondern irgendwo auch christlich ist und daß gerade deshalb ein klares und eindeutiges christliches Zeugnis schwierig ist. Wie muß dann die Existenzweise von Christen in dieser konkreten Gesellschaft aussehen, wie muß Kirche eigentlich zu dem stehen, was wir als Wertgefüge Modernität nennen? Reden wir von kirchlicher Seite nicht vorschnell vom Neuheidentum oder vom Säkularismus, den es ja so gar nicht mehr gibt? Es gab eine lange Wertdebatte, an der Sie beteiligt waren. Müßte sie nicht in dieser Perspektive neu aufgenommen werden?

Lehmann: Ja, ich habe von Anfang an (1976) darauf hingearbeitet. Ich brauche hier nichts zu wiederholen (vgl. zuletzt: Staatslexikon II, Freiburg 1986⁶, 1131 ff.). Wir tun uns in der Verkündigung nicht zuletzt deshalb so schwer, die Botschaft des Evangeliums zündend zu vermitteln, weil sie in einer nachchristlichen Situation jeder zu kennen glaubt. Viele Impulse, die vom Evangelium ausgegangen sind – etwa eine gewisse Prägung von Humanität –, sind tatsächlich zu einem fast selbstverständlichen Bestand unseres offiziösen Weltbildes geworden:

Man tut bestimmte Dinge nicht, es gibt viel Hilfsbereitschaft unter den Menschen. Hier sind noch viele Anstöße wirksam. Aber davon allein kann keine Kirche leben. Wir sind nicht bloß Nachlaßverwalter früherer Wirkungen. Es gibt schon viele Verkündigungsinhalte, die durch ihren Widerspruch zur Moderne aufschlußreich sind: Kreatürlichkeit, Schonen der Erde, Verantwortung für die Zukunft und die künftigen Generationen, Treue in der Ehe, Gehorsam dem Gewissen gegenüber, absoluter Schutz des Lebens, Umgang mit der Sterblichkeit und mit dem Tod ... Es gibt ja Fragen, die der Mensch heute eher verdrängt, aber er wird dies auf die Dauer nicht tun können. Es gibt auch im Laufe der Zeit unerträgliche Widersprüche, die irgendwann gelöst werden müssen (z. B. Schutz des Lebens und der Umwelt – mangelnde Sensibilität im Blick auf das ungeborene Kind). Also: Aufnahme der allgemeinen „Werte“-Thematik, aber auch radikale Vertiefung des spezifisch christlichen Ethos.

HK: Wie aber kann man Zeitgenossen plausibel machen, daß sie nicht bei den gesellschaftlich verobjektivierten christlichen Werten stehenbleiben, sondern sich für die christliche Offenbarung und damit auch für die Gemeinschaft der Kirche öffnen?

Lehmann: Ich habe – außer dem eben Gesagten – keine Patentantwort. Es gibt jedoch einige elementare Rückfragen, die man nicht übergehen kann. Es stellt sich z. B. das Problem, wie lange sich ein solcher objektivierter Geist des Christentums halten kann, wenn er von der Lebensmitte eines christlich vollzogenen Glaubens abgekoppelt ist. Die verschiedenen Säkularisate sind ja weder freischwebend noch ewig, sondern verletzlich, wandelbar und in sich vielfältig bestimmbar. Sie lassen sich unter Umständen auch wieder mit ganz verschiedenen Ideologien aufladen. Es muß deshalb gezeigt werden, daß die Herkunft in unserer Gesellschaft allgemein gewordener Haltung vom Christlichen her nicht nur ein historisches Faktum ist, sondern der Sache nach konstitutiv bleibt für die wirkliche Verbindlichkeit dieser Haltungen. Dieser geronnene Geist des Christentums ist nicht ein beliebig lagerbarer und abrufbarer Vorrat, sondern lebt immer wieder von der Bewährung in der täglichen Praxis. Nehmen Sie als Beispiel die Fragen nach der Gültigkeit der Menschenwürde und der Menschenrechte. Ich finde es überwältigend, daß sich moderne Staaten in ihren Verfassungen so sehr auf das Fundament und die Mitte der Grundrechte, Menschenwürde genannt, einlassen und sie mit allem Ernst für verbindlich erklären. Ich frage mich aber zugleich, wie kann man auf die Dauer im Ernstfall, und das heißt in jedem einzelnen Fall und überall zeigen, daß diese Menschenwürde *unter allen Bedingungen* und *in jeder Situation* unantastbar und in diesem Sinne absolut ist, ohne den Glauben an Gott und an die Personenwürde, die Gottebenbildlichkeit des Menschen, vorauszusetzen – auch in der Tat des Lebens. Wir Christen müßten hier uns nicht stets in die Verteidigungsstellung drängen lassen, sondern geistig – ethisch – spirituell viel offensiver werden.

HK: In der Öffentlichkeit werden die Bemühungen der Kirche, auf christliche Wertfundamente aufmerksam zu machen, vielfach aber eher als unzulässige Einrede oder Bevormundung aufgefaßt. Es entsteht z. B. leicht der Eindruck, die Kirche wolle einem eine Sondermoral aufdrängen bzw. eigene Interessen durchsetzen. Hat die Kirche in ihrer Verkündigung wie in ihren öffentlichen Stellungnahmen zu gesellschaftlichen Problemen schon den richtigen Ton gefunden?

Lehmann: Die Kirche ist hier zweifellos am Suchen. Es mag auch Rückschritte geben. Es geht dabei um eine Aufgabe, die der Kirche ständig aufgetragen ist, und nicht nur um ein gegenwärtig besonderes in die Augen fallendes Defizit. Ich deute an einem Beispiel die Richtung einer Antwort an. Bei der Lektüre des Alten Testaments mag man auf weite Strecken den Eindruck haben, das „Gesetz“ bestehe nur aus Verboten. Aber es gibt z. B. auch die Theologie des Deuteronomiums, der Psalmen und der Propheten, wo mit einer großen theologischen Anstrengung aufgezeigt wird, daß das „Gesetz“ nicht einfach nur negativ auszulegendes Gebot ist, sondern „Weisung“ (Martin Buber), die wie ein hegender Zaun das Leben schützen will und es nicht einfach nur einengen möchte. Sie befreit, schafft Leben und ist nahe zum Geist. Hier haben Sie ein Beispiel dafür, wie im Offenbarungsereignis selber schon diese uns heute bedrängende Aufgabe in den Blick kommt. Wir sind dieser Aufgabe z. B. im ganzen Bereich der Ordnung von Sexualität, Ehe und Familie nicht ausreichend gerecht geworden. Die Kirche kann auch hier im Endeffekt nur etwas dem wahren Leben Förderliches im Sinn haben. Wir tun uns aber offensichtlich sehr schwer, es so zu formulieren, daß dies begriffen wird. – Allerdings muß man sehen, daß schon säkulare Grundtugenden, die gegenläufig sind zu verbreiteten Haltungen, letztlich aber auch Voraussetzungen für ein christliches Ethos sind, nicht leicht vermittelt werden können, z. B. die Notwendigkeit des Verzichts. Wer anthropologisch nicht mehr verstehen kann, daß der Verzicht zum Menschsein gehört, weil er von einem bestimmten Konsumgang besessen ist, dem kann ich kaum begrifflich machen, was die Kirche z. B. mit ihren Weisungen zur Sexualität überhaupt anzielt.

„Es kommt alles auf das Wecken verschütteter menschlicher Grunderfahrungen an“

HK: Das immer neue Einschärfen von Normen mit spezieller Fixierung auf die Sexualmoral, wie es gegenwärtig massiv geschieht, scheint ziemlich kontraproduktiv zu sein.

Lehmann: Deswegen müssen wir uns zuerst und zunächst um die Ausbildung und Wiederbelebung elementarer Grundhaltungen bemühen. Das betrifft nicht nur die Sexualmoral. Man darf das Einüben solcher Grundhaltungen nicht als ein „uneigentliches“ Vorfeld betrachten. Vielmehr ist es zum Hauptfeld geworden. Gerade im

Blick auf die Alltagsethik leiden wir unter einem großen Defizit. Es fehlen auch nach meiner Kenntnis allgemein überzeugende Hilfen und Anregungen im unmittelbaren Bereich der Moraltheologie. Man muß mehr über die Zäune der Fakultäten und Disziplinen schauen: die Rehabilitierung der Tugendlehre in der philosophischen Ethik hat – von Ansätzen abgesehen – noch kein ausreichendes Echo gefunden.

HK: Besteht das noch grundlegende Problem im gegenwärtigen Christentum – da können wir über unsere Kirche hinausdenken – nicht eigentlich darin, daß wir uns selbst und die uns umgebenden Menschen mit dem, was wir Wirklichkeit Gottes nennen, nicht zu konfrontieren verstehen? Nehmen wir nicht den ziemlich radikalen Transzendenzverlust einfach hin und transportieren ihn zum Teil selbst, vielleicht sogar im kirchlichen Geschehen, indem wir Gott sozusagen als ungefragt voraussetzen? Da geht es doch an Herz und Nieren des Christentums und der Herkunft der Kirche selbst ...

Lehmann: Mir gibt eine Reihe von Ansätzen in der Schrift eine erste Hilfe, um darauf eine Antwort zu finden. Wenn man fragt, wie die Schrift religiöse Ansätze irgendwelcher Art aufnimmt und Sinnfragen des Menschen begegnet, stößt man auf ein außerordentlich spannungsreiches Gefüge. Denken wir auf der einen Seite an die Rede des Paulus in der Apostelgeschichte auf dem Areopag, wo der „unbekannte Gott“ (vgl. Apg 17, 23) sehr eng in die Nähe des Gottes gerückt wird, den der christliche Glaube verkündet. Es wird – modern gesprochen – so etwas wie anonymes Christentum namhaft gemacht. Dagegen ist im Römerbrief von diesen Göttern und Götzen als „Nichtsen“ die Rede (vgl. 1, 18 ff.). Dort findet sich eine Kritik der Idole und der Masken der Menschen, die tiefer ist als jede Ideologiekritik. Radikale Umkehr ist Voraussetzung des Glaubens. – Man kommt immer von beiden geistigen Grundbewegungen her, nämlich von Anknüpfung und Widerspruch. Auch heute müssen wir im Sinn eines recht verstandenen anthropologischen Ansatzes der Theologie nach solchen Anknüpfungspunkten suchen. Es liegt jedoch eine Schwierigkeit darin, daß es heute ein menschliches Lebensverständnis gibt, das oft gar nicht mehr das Bedürfnis zu haben scheint, die Sinnfrage zu stellen und nach Sinngestalten zu suchen. Mindestens ist dieses Suchen sehr tief verborgen, oft vielleicht entstellt oder auch verdrängt. Um so mehr kommt alles auf das Wecken verschütteter menschlicher Grunderfahrungen an. Dann rührt man auch an Gott.

„Es braucht geduldiges Mitgehen und Aushalten“

HK: Ist das nicht auch von Erziehungs- und Lebensphasen abhängig bzw. durch die verschiedenen Einflüsse bedingt, die heute auf einen einströmen? Anders gefragt: Kann man nicht das Zutrauen haben, daß sich im Verlauf eines Lebens die Frage nach dem Ganzen, nach dem Sinn doch zu Wort meldet? Und ist es nicht eine besondere

Aufgabe der Kirche heute, dazu bereitzustehen, dazu zu verhelfen, ohne allzusehr auf das unmittelbare Ergebnis zu sehen?

Lehmann: Daran glaube ich auch. Sicher ist viel mehr am menschlichen Verhalten gesellschaftlich und geschichtlich bedingt, als wir einmal ahnten. Gleichzeitig sind bestimmte Fragen einfach auch nicht totzuschweigen, solange der Mensch Mensch bleibt. Diese Fragen können noch so lange überwintern, irgendwann ist der Winterschlaf zu Ende. Das spürt man ja auch im Umgang mit Menschen. Ich komme als Vorsitzender der Bischofskonferenz noch viel stärker als früher – ich hatte schon viele Kontakte – in säkulare Lebensbereiche, die ich bisher nicht genügend kannte, etwa Menschen aus der Arbeitswelt, der Politik, den Wissenschaften usw. Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer wieder betroffen, wie viele Menschen offen ihr Suchen manifestieren und wieviel echte Sehnsucht nach geistiger Orientierung und Lebenshilfe da ist. Man spürt sehr gut, wie unter der offiziellen Decke der Profanität, an der nicht zuletzt auch eine allzu glatte Medien-Welt beteiligt ist, unerhört viele Fragen leben. Gleichzeitig verläuft bei vielen aber ein eigentümlicher Graben gegenüber der Kirche als der Instanz, die hier eigentlich hilfreich sein müßte und könnte. Ich denke z. B. an Menschen, die nach einem tödlichen Unfall in der Familie sich für die Leitung der Bestattung einen Bekannten suchen, weil sie sogar in dieser Situation nicht erwarten, daß die Kirche ihnen eine Antwort zu geben vermag. Im übrigen gebe ich Ihnen recht: Kein falscher Bekehrungseifer, vielmehr Geistes-Gegenwart und Weggemeinschaft mit den fragenden und leidenden Zeitgenossen. Geduldiges Mitgehen und Aushalten, ohne die eigene Überzeugung zu verraten. „Erfolg“ ist kein Stichwort der Bibel in der Sorge um den Menschen, wohl Fruchtbarkeit.

HK: Um an das Bild vom Graben anzuknüpfen: Gerade beim Umgang mit Jugendlichen fällt auf, wie sehr Kirche fast im Wege ist, wenn man über Glauben sprechen will. Man beißt sich irgendwo an der Kirche fest, sei es an geschichtlichen Fakten oder an Eindrücken aus der Gegenwart. Offensichtlich sind auch Vorgänge wie die jüngsten Bischofsnennungen dazu angetan, den Graben zu vergrößern. Die Leute sehen dann nur noch Machtstrukturen und Interessengruppen. Die Grundfragen nach Glaube, Gott, Offenbarung kommen dadurch nur schwer in den Blick ...

Lehmann: Zweifellos schaden Glaubwürdigkeitskrisen den Kirchen noch tiefer als anderen Institutionen, bei denen man selbstverständlicher mit Unzulänglichkeiten rechnet und wo der eigene Anspruch meist nicht so hoch ist. Daß die Jugend dabei besonders sensibel ist, selbst wenn sie vielleicht in ihrem eigenen Leben mit den Anforderungen nicht immer so konsequent ist, steht ebenfalls außer Frage. Am Ende gibt es keine Antwort als das persönliche Zeugnis: die Glaubwürdigkeit der Eltern ihren Kindern gegenüber, aber auch die persönliche Vertrauenswürdigkeit eines Pfarrers und auch eines Bischofs. Wenn ich mit Jugendlichen unmittelbar zusammen bin,

begegnen mir nach einem ersten, vielleicht noch mißtrauischen Beschnuppern eigentlich nie die Schwierigkeiten, denen man sonst bei etwas repräsentativeren Formen öffentlichen Auftretens begegnet. Die Schablone „Amtskirche“, die einem einfach übergestülpt wird, kann bitter sein, aber man kann sie auch durchstoßen. Nur wo sozusagen im Nahkampf von Person zu Person Glaubwürdigkeit bekräftigt oder wiederherzustellen versucht wird, gibt es eine Chance. Nur habe ich manchmal das Gefühl, es bleibt beim Nahkampf, es springt von denen, die neu überzeugt sind, kein Funke auf andere über. Außerdem gibt es immer wieder Bumerangs und Querschläger, die wir selber verursachen. Sie desavouieren im Grunde genommen genau das wieder ein Stück weit, was man eben erreicht zu haben geglaubt hat. In der Tat, zu viele Eigentore ...

„Man kann nicht am theologischen Reißbrett festlegen, wohin sich bestimmte Berufsbilder entwickeln“

HK: Herr Bischof, in Ihrem Referat auf der Godesberger Studientagung über die Weitergabe des Glaubens haben Sie u. a. von der mangelnden Vernetzung der verschiedenen Lernorte des Glaubens gesprochen. Steht dahinter nicht noch ein fundamentaleres Problem gerade der Kirche in der Bundesrepublik? Sie hat ja die Übergänge nach dem Konzil institutionell gut bewältigt, gerade aufgrund ihrer stabilen Strukturen. Aber es ist natürlich vieles anders geworden, schon allein durch den Priestermangel oder den Rückgang des Ordensnachwuchses. Haben wir genügend bedacht, daß man zwar die Personen, also den jungen Kaplan durch den Pastoralassistenten oder die Ordensschwester durch eine Sozialstation mit einer Laienschwester ersetzen kann, daß es mit der organisatorischen Veränderung aber nicht getan ist? Anders gefragt: Wie steht es mit der Ausstrahlungskraft der personell veränderten Strukturen?

Lehmann: Sicher liegt hier ein gewaltiges Defizit, sowohl was die angesprochenen Sozialstationen wie auch z. B. den schulischen Religionsunterricht betrifft. Bei vielen Mitarbeitern im caritativen Sektor ist oft eine hohe Motivation vorhanden, die konkrete Rückbindung an Gemeinde und an gelebtes, kirchlich verfaßtes Christentum ist aber schwach ausgeprägt. Dies hängt aber auch damit zusammen, daß wir es oft an der notwendigen spirituellen Verantwortung für die neuen Strukturen haben fehlen lassen. Ich frage beim Besuch z. B. einer Sozialstation immer, wie oft kommen die Pfarrer des Gebietes mit den Schwestern dieser Sozialstation zusammen und ob ein gewisser regelmäßiger Kontakt besteht. Die Antworten sind recht unterschiedlich, aber im allgemeinen muß man sagen, daß wir bisher die geistige und geistliche Präsenz für die Menschen, die in diesen neuen Strukturen arbeiten, nicht ausreichend geleistet haben. Bei den Religionslehrern ist es wahrscheinlich ähnlich. So ist der Kontakt zwischen Gemeinde und Religionslehrern trotz einiger

Bemühungen immer noch ziemlich schwach. Wenn ich Hunderte von kirchlichen Urkunden über die „Missio canonica“ (= Lehrererlaubnis) unterschreibe, frage ich mich, ob es auch genügend Leute gibt, die die einzelnen, die diese bekommen, wirklich kennen und sie auch künftig auf ihrem Weg begleiten. Ich sehe also mehr in dieser mangelnden Befähigung und Begleitung den Grund für Probleme „mit der Ausstrahlungskraft der personell veränderten Strukturen“ – weniger in den neuen Personengruppen.

HK: Woran liegt es letztlich, daß es so oft beim Nebeneinander der verschiedenen Felder der Glaubensweitergabe und der kirchlichen Präsenz bleibt?

Lehmann: Wir sind vermutlich deshalb relativ gleichgültig im Blick auf dieses Problem, weil wir so viele Kräfte haben. Wenn wir mehr zu würdigen wüßten, welche Chancen wir – verglichen mit anderen Ländern – haben, wäre die Vernetzung der Lernorte für uns ein dringlicheres Bedürfnis. Vermutlich kann es sich nur eine so gut ausgestattete Kirche leisten, daß sie die Leute in einem solchen manchmal gleichgültig anmutenden Nebeneinander beläßt. Vielleicht können wir durch Konzentration der Kräfte und eine Restrukturierung der Pastoral dazu kommen, daß wir das Gesamtpotential, über das wir verfügen, sinnvoller und wirkungsvoller nutzen. Im ganzen haben wir die Pluralisierung und Professionalisierung der vielen Dienste und Ämter in der Glaubensweitergabe noch nicht von innen her bewältigt. Hier können wir vielleicht von anderen Kirchen lernen.

HK: In der mangelnden Vernetzung kommt doch auch ein Übergangszustand zum Ausdruck, der dadurch gekennzeichnet ist, daß man nicht zuletzt aufgrund des Priestermangels aus einer Notlösung in die andere fällt. Allein schon das Spannungsverhältnis zwischen hauptamtlich in der Seelsorge tätigen Laien und Pfarrer in der Gemeinde ist nicht immer ermutigend. Müssen langfristig nicht doch Zugänge zu den Ämtern mit mehr Phantasie neu überlegt werden, damit sich – ganz profan gesagt – ein gewisses Laufbahnsystem herausbilden kann, das dann die in der Seelsorge hauptamtlich Tätigen auch stärker miteinander verkettet?

Lehmann: Nach meinem Dafürhalten nimmt sich hier die faktische Lage, sowohl bedingt durch den „Priestermangel“ und auch durch die neuen hauptamtlichen Kräfte, sehr unterschiedlich aus. Ich glaube, daß hier und dort in der Stille viele gute Erfahrungen heranwachsen, die man einander mehr mitteilen und auch öffentlich dokumentieren sollte. Es gibt aber natürlich einige Dauerprobleme, denen man stets begegnet. Für mich ist im alltäglichen Leben und Arbeiten die Kommunikation und die Kooperation der Hauptamtlichen Thema Nr. 1, weil aus ihrem Mißglücken viel Konflikte resultieren. Daß diese Probleme nicht bloß durch das freundliche Verhalten einzelner zueinander geklärt werden können, liegt auf der Hand. Wichtige Stichworte: möglichst frühes Einüben in partnerschaftliche Zusammenarbeit, ohne die Eigenart

der jeweiligen Dienste und Ämter zu verwischen; Praxisberatung, ohne daraus eine neue Heilslehre zu machen; geistliche Zurüstung für ein fruchtbares Miteinander, ohne Konflikte mit einem fragwürdigen Spiritualismus zudecken zu wollen. Schließlich kann man nicht am theologischen Reißbrett allein festlegen, wohin sich bestimmte Berufsbilder entwickeln. Früher war ich hier auch optimistischer. Die Praxis geht hier nochmals eigene Wege. Aber gerade darum braucht es vorausleuchtende theologische Ideen und behutsame, von der Erfahrung gesättigte Auswertungen.

HK: Nun hat es ja seit dem II. Vatikanum aus verschiedenen Weltgegenden immer wieder Denkanstöße für neue Zugänge zum geistlichen Amt gegeben. Aber die gegenwärtigen gesamtkirchlichen Rahmenbedingungen scheinen solche Denkanstöße nicht gerade zu begünstigen ...

Lehmann: Es ist wohl in der Tat so, daß manche Diskussion zum Schaden denkbarer Entwicklungen wieder abgebrochen worden ist. So ist die Frage nach einer möglichen „Weihe von in Ehe, Familie und Beruf bewährten Männern“ bereits 1970/1971 so einseitig unter den Druck der Zölibatsdiskussion geraten, daß man im Blick auf den unverheirateten Priester, den dieses Anliegen gar nicht tangieren sollte, schon auf der Bischofssynode 1971 verständlicherweise die Notbremse gezogen hat. Ich habe dies als Berater Kardinal Döpfners direkt erlebt. Aber man hat sich die ursprüngliche Frage nach den in Ehe, Familie und Beruf bewährten Männern, die eventuell geweiht werden könnten, dadurch notwendigerweise auch wieder verstellt. Insofern ist der unglückliche Diskussionsverlauf an der Situation mitschuldig. – Für mich ist es eine noch offene Frage, wie sich das Berufsbild des Pastoralreferenten entwickeln wird. Er hat ja vermutlich im Blick auf eine längerfristige Entwicklung die am meisten ungeklärte Stelle in unserem Ämtergefüge. Wie wird das sein, wenn z. B. jemand 20 Jahre Dienst als Pastoralassistent auf dem Buckel hat und sich sehr gut bewährte, sich dann aber strukturell eigentlich nicht mehr viel bewegt? Ich mache zwar gute einzelne Erfahrungen mit verschiedenen Einsatzmöglichkeiten und mit echten höherrangigen Aufgaben, die sich vielleicht doch auch einmal strukturell summieren könnten. Aber eine Gesamtlösung ist nicht in Sicht. Es ist auch zu früh. Nur wünschte ich mir, daß die vor etwa zehn Jahren geführte Diskussion über das Bild des Pastoralreferenten fruchtbarer weitergeführt wird. Ich bedauere auch, daß auf diesem Feld wirklich überzeugende und plausible Selbstzeugnisse von Betroffenen bisher nicht so zahlreich sind, daß sie nach vorne zündende Ideen abgeben würden.

„Es muß sichtbare gemeinsame Foren geben“

HK: Gerade im Interesse der Nutzung aller der Kirche in der Bundesrepublik verfügbaren Ressourcen einerseits und im Interesse der jetzt so eindringlich angesprochenen Konzentration auf die wirklich drängenden Probleme an-

dererseits stellt sich die Frage, ob es nicht gerade auch im Blick auf die erfolgreich verlaufende Tagung zur Glaubensweitergabe in den nächsten Jahren neue Strukturen gemeinsamen Beratens auf der Ebene der Kirche in der Bundesrepublik bräuchte?

Lehmann: Darüber wird man nach der guten Erfahrung mit der Studientagung über die Glaubensweitergabe im November 1988 ernsthaft nachdenken müssen. Wir müssen zunächst die Strukturen, die wir bereits haben und die die Verantwortlichen viel Zeit kosten, noch sehr viel fruchtbarer gestalten als bisher. Ich denke z. B. an das sehr nützliche Informations- und Koordinationsinstrument der Gemeinsamen Konferenz. Diese steht z. B. einfach deswegen – im Vergleich zu anderen Gremien – mehr im Schatten, weil sie keine rechtsverbindlichen Beschlüsse faßt. Aber jeder, der in Gremien mitarbeitet, weiß, daß es Foren gibt, die vielleicht nicht so viele formelle Befugnisse haben, aber durch gezielte Information und durch Koordination von Initiativen viel fruchtbarer sein können. Ich denke weniger an neue Strukturen, weil die meisten Bischöfe durch das Gesamt der bestehenden Strukturen äußerst angespannt und faktisch schon überfordert sind. Weniger wäre manchmal mehr.

HK: Könnten Sie sich vorstellen, daß aus den Anstößen von Godesberg eine neue Etappe hin zu einer intensiveren gemeinsamen Beratung und Entscheidungsfindung wird? Dabei wäre dann vielleicht auch über Struktur und Zusammensetzung neu nachzudenken. Denn in Godesberg fehlten gerade die Vertreter der von Ihnen angesprochenen verschiedenen Lernorte weitgehend.

Lehmann: Es gibt bekanntlich ein Votum der Gemeinsamen Synode, den Papst um das Abhalten einer solchen Synode im Zehnjahres-Rhythmus zu bitten. Die zehn Jahre sind längst vorbei. Ob dies in der Form der Würzburger Synode sein muß, ist eine ganz andere Frage. Ich sehe z. B. in der Studientagung eine Etappe in der Verwirklichung des damals Gemeinten. Deswegen bin ich sehr glücklich, daß diese Tagung im ganzen einen guten Verlauf nahm. Dies ermutigt alle, in dieser Richtung weiterzudenken. Mehr läßt sich jetzt nicht sagen. – Es war gut, daß in den letzten Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und nach der Gemeinsamen Synode die Ebene der Diözesen und auch der einzelnen Verbände stärker in den Vordergrund getreten ist. Wir konnten dabei freilich auch bemerken, daß für eine optimale Repräsentanz unserer Kirche weder das Zentralkomitee der deutschen Katholiken noch die Deutsche Bischofskonferenz, aber auch nicht ein Katholikentag je für sich ausreicht, so wichtig letztere als Seismographen des jeweiligen Glaubensbewußtseins sind. Vielmehr muß es sichtbare gemeinsame Foren geben. Hinzu kommt noch, daß die einzelnen Institutionen für sich zwar eine momentane öffentliche Aufmerksamkeit beanspruchen können und auch erhalten. Aber das gemeinsame Zeugnis und das dazugehörige Tun der Wahrheit haben eine noch größere Chance.